

SVEN STRICKER

**SÖRENSEN
SIEHT LAND**

ro
ro
ro

KRIMINALROMAN



**SPIEGEL
Bestseller**



Sven Stricker

Sörensen sieht Land

Kriminalroman

Über dieses Buch

Licht am Ende des Koogs?

In Katenbüll gibt es nicht viel zu feiern. Umso schlimmer, als eine der seltenen Festlichkeiten ein jähes, gewaltsames Ende nimmt: Während der Jubiläumsfeier des Einkaufszentrums rast ein Auto in die Menschenmenge. Es gehört einem alten Bekannten von Sörensen – ausgerechnet dem Ex-Praktikanten Malte Schuster. Sörensen hat Zweifel an der vermeintlich klaren Lage des Falls – und viele Fragen. Wieder einmal begibt er sich in düstere Gefilde ...

«Eine Reihe, die man gelesen haben muss. Für mich ist Sörensen längst Kult!» – Romy Fölck

«Sprachlich, atmosphärisch und überhaupt ist ›Sörensen‹ wohl das Beste, was der deutschsprachige Krimi derzeit zu bieten hat.» – Ursula Poznanski

Vita

Sven Stricker wurde 1970 in Tönning geboren und wuchs in Mülheim an der Ruhr auf. Er studierte Komparatistik, Anglistik und Neuere Geschichte. Seit 2001 arbeitet er als freier Wortregisseur, Bearbeiter und Autor und gewann in dieser Funktion mehrmals den Deutschen Hörbuchpreis. Mit «Sörensen hat Angst» war Sven Stricker für den Glauser-Preis 2017 nominiert, die gleichnamige Verfilmung gewann 2021 den Deutschen Fernsehkrimipreis sowie den österreichischen Fernsehpreis Romy. 2022 wurde Stricker für das Drehbuch mit dem Grimme-Preis ausgezeichnet. Er lebt in Potsdam und hat eine Tochter.

Impressum

Veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Hamburg, März 2023

Copyright © 2023 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

Redaktion Tobias Schumacher-Hernández

Covergestaltung Cordula Schmidt Design, Hamburg

Coverabbildung Michael Ihle

ISBN 978-3-644-01380-3

Schrift Droid Serif Copyright © 2007 by Google Corporation

Schrift Open Sans Copyright © by Steve Matteson, Ascender Corp

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt, jede Verwertung bedarf der Genehmigung des Verlages.

Die Nutzung dieses Werks für Text- und Data-Mining im Sinne des § 44b UrhG bleibt explizit vorbehalten.

Hinweise des Verlags

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

Alle angegebenen Seitenzahlen beziehen sich auf die Printausgabe.

Im Text enthaltene externe Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen Dienstleister zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Um eine optimale Lesbarkeit und technische Kompatibilität – auch auf älteren Lesegeräten – zu gewährleisten, wurden sehr lange Kapitel unterteilt. Entsprechende Abschnitte sind im Inhaltsverzeichnis als [Fortsetzung] gekennzeichnet.

www.rowohlt.de

Für Juli

(wie immer)

Prolog

Stell dir vor, du bist einundzwanzig.

Du bist einundzwanzig und ein Mädchen. Oder doch schon eine Frau, du bist dir nicht sicher. Du bist irgendwas dazwischen. Du lebst in Katenbüll, weil man dich da hineingeboren hat. Die dänische Grenze ist nah. Sonst ist alles fern.

Es gibt Felder und endlose Straßen, die nirgendwo anfangen und nirgendwo enden. Wenn es nicht wolkenverhangen ist, regnet es, wenn es nicht windig ist, stürmt es, und alles, was du von der Welt siehst, sind Kühe, Schafe, Windräder und ein Deich, der die noch größere Ödnis dahinter verbirgt. Alles scheint zu stehen. Vor allem die Zeit. Du interessierst dich nicht für Schafe. Die Schafe interessieren sich nicht für dich.

Du warst nie besonders beliebt: zu breit, zu klein, zu unsportlich, zu langsam in Kopf und Körper. Dumm bist du nicht, das weißt du, aber die anderen wissen es nicht. Wollen es nicht wissen. Kinder sind grausam, so heißt es, und es ist wahr. Kinder und Jugendliche riechen Schwäche, sie suchen sich Opfer, und das bist nun einmal du, das ist deine Rolle, immer schon gewesen. Du bist nicht hübsch, du bist nicht

schlagfertig, und du bist nicht witzig. Du hattest nie eine Chance, dich zu wehren. Du leidest darunter, denn sensibel, das bist du. Alle denken, weil du dick bist, bist du stumpf. Doch auch das bist du nicht. Du weinst sehr oft, abends, in deinem Zimmer, denn deine Eltern dürfen nicht wissen, wie es dir geht. Ja, du wohnst immer noch bei deinen Eltern. Deine Eltern haben kein Verständnis. Deine Eltern haben einen Bauernhof. Sie haben einen Tagesablauf. Und die Viehwirtschaft läuft schlecht.

Der Hof ist falsch, deine Gefühle sind falsch, der ganze Planet ist falsch, und du bist verloren in deinen Ängsten, der ganzen Verwirrung, du hast das Internet, in dem du viel zu viel Zeit verbringst, das Internet und deine Träume, aber keine Hoffnung auf Besserung. Du bist alt genug, enttäuscht zu sein, aber zu jung, um zu verstehen, dass es nicht an dir liegt. Du hilfst auf dem Hof, das musst du, es ist ein Leben in Gummistiefeln, du mistest aus und fütterst und melkst und schwitzt und kannst dich selbst nicht riechen, aber niemand sagt ein nettes Wort zu dir. Du bist einundzwanzig und sehnst dir das Ende dieses Lebens herbei.

Und dann stell dir vor, du wirst plötzlich gefragt.

Zum ersten Mal. Von einem Typen. Aus deinem Ort. Von einem Typen, den du immer schon nett fandst. Heimlich. Niemals hättest du gedacht, dass er dich ebenfalls mögen

könnte. Als Mädchen. Als Frau. Du wirst gefragt, ob du mitkommen willst, zu einem Fest. Der Typ lächelt. Du fragst dreimal nach. Ob er es ernst meine. Ob das ein Witz sei, auf deine Kosten. Nein, sagt er, es ist ernst. In dir erwacht etwas zum Leben. Du sagst zu. Du freust dich. Es bleibt. Es hält an. Du veränderst dich, schläfst besser, sogar deine Haut fühlt sich straffer an, deine Augen sind grün und schön, deine Körperhaltung ist aufrecht, deine Muskeln haben Kraft, die Welt ist gar nicht so schlecht, sogar die Schafe schauen zu dir auf und sehen fröhlich dabei aus. Du traust der Freude nicht. Aber sie ist da.

Dann kommt der Tag. Der Abend. Du bist nervös, du zitterst, du beginnst, dich zu schminken, du versuchst es, aber du magst dein Gesicht nicht, die Augenbrauen, die glänzende Stirn; das Make-up macht es nur noch schlimmer, es stellt aus, was du kaschieren willst. Die große Nase, die roten Wangen. Du wischst es weg, fängst von vorne an, hörst wieder auf. Du weinst. Du versuchst, im Kleiderschrank etwas zu finden, was deine Formen verbirgt, ziehst einen schwarzen Pullover über dein Gesäß, ganz weit, du fühlst dich unförmig, du ahnst, sie werden dich wieder ablehnen, egal, was du machst, werden dich anstarren, wenn überhaupt, werden Abstand halten, hinter deinem breiten Rücken über dich lachen. Du kannst dich nicht in einen Schwan verwandeln, ach, du solltest gar nicht erst hingehen, es wird eine Demütigung, du weißt nicht, was du sagen sollst,

dir wird nichts einfallen, denn du bist nicht schlagfertig, du bist nicht witzig. Du bist verklemmt. Stocksteif. Stehst vor dem Spiegel, außer dir und zitternd wie der Koog bei Westwind. Der Schwung ist vorbei, die Energie versiegt. Du denkst, dies wird der furchtbarste Abend deines Lebens. Du denkst, dass danach alles vorbei ist. Endgültig.

Stell dir vor, du hast recht.

Erster Tag

Keime

Linoleum, dachte Sörensen und trat den unter ihm sachte schimmernden Belag mit Füßen. Was für ein Wort: Krankenhausflurlinoleumfußboden. Typisch deutsch war das, so ein überbordendes, zusammengezwungenes Silbenungetüm. Neunzehn Konsonanten, zwölf Vokale, so humorlos aneinandergereiht wie der Anlass, so hart wie der Grund, ihn zu betreten. Wen zu betreten? Den Krankenhausflurlinoleumfußboden. Sein Schuhwerk quietschte, er umklammerte den mit geriffeltem Plastik umhüllten Blumenstrauß fester, den er erst vor wenigen Minuten an einer Tankstelle erstanden hatte. Die ganze Fahrt über hatte er sich im Takt der Scheibenwischer den Kopf zermartert, ob es nun angebracht oder übertrieben war, seinem Vater Gebundenes mitzubringen. Ob es nicht nur eine Formalität war, eine haptische Floskel, ob es nicht vielleicht sogar besser gewesen wäre, gar nichts dabeizuhaben als etwas so offensichtlich Herbeigeschludertes. Bis ihm die Auslage der

ersten Tankmöglichkeit seit Husum die Entscheidung abgenommen hatte.

Das war ja sowieso ein Skandal, dachte er mies gelaunt, dass man die ganze Strecke von Nordfriesland bis Hamburg zwar fahren, aber nirgendwo tanken konnte. Dass man eine komplette Autobahn mitten in die Landschaft gesetzt und dabei den Treibstoff vergessen hatte. Das war ja so, als würde man eine Waschmaschine bauen ohne Trommel. Eine Trommel ohne Schlagstöcke. Schlagstöcke ohne Polizisten ... na ja, er schweifte ab. Schwiff? Schwofte? Man konnte ihn jedenfalls drehen und wenden, wie man wollte, den Strauß, er war hübsch, klein und bunt, aber er verriet die Tankstelle so sehr wie ein Benzinkanister. Zehn Euro hatte er gekostet, im Discounter wären es wahrscheinlich fünf gewesen. Wert war er keinen. Höchstens.

Sörensen beschleunigte seine Schritte. Er trug ein rot-weiß-blau kariertes, kurzärmeliges Hemd, knielange, kakifarbene Shorts, die weder seinem Alter noch seinem Beruf entsprachen, dazu ehemals hellblaue Turnschuhe, die sich wie jeder Lebenspartner nach der bunten Balz ins Erdfarbene weiterentwickelt hatten. Er kam an einer menschenleeren Cafeteria vorbei, aus der leise Klaviermusik erklang. Zeig mir deinen Boden, und ich sage dir, wer du bist, dachte er. Dieser hier war orange, er glänzte im eisigen Deckenlicht, bemühte sich um eine positive Ausstrahlung, um die Vermittlung von Lebensfreude und Zuversicht, aber er war voller Schlieren, Einkerbungen und Bremsspuren, je nachdem, wo sich

Rollstühle, Transportbetten, Essenswagen und Gummisohlen ungünstig in die Kurve gelegt hatten. Das wollte man ja gar nicht wissen, was sich da alles an Keimen ansammelte im Laufe eines einzigen Tages.

Sörensen wünschte, er käme ohne Bodenhaftung ans Ziel, aber noch mehr durfte er nun wirklich nicht hasten, es hätte Fragen aufgeworfen. Er hatte ein wenig abgenommen, das stand ihm gut, bei ihm ging es immer rauf und runter, je nach Befindlichkeit hatte er mal fünf Kilo mehr, mal drei Kilo weniger. Andersherum wäre es ihm lieber gewesen, aber nun ja. Er war jetzt achtundvierzig, seinen Geburtstag hatte er vor einigen Tagen schlicht und bescheiden im engsten Kreis gefeiert, das hieß mit seinem Mischlingshund Cord und einer von Konservierungsstoffen geformten Sahnetorte, die er aus der Tiefkühltruhe eines Supermarkts entführt und mit ins Katenbüller Revier genommen hatte, wo die Polizeiobermeister Dhonau und Faltermeyer dankend abgelehnt hatten (die Uhrzeit, das Gewicht, der Zucker), sodass Kriminaloberkommissarin Jennifer Holstenbeck und er sich leicht vergessen hatten im Übermut der Aufgabenlosigkeit. Am Ende hatten sie abwechselnd über der Kloschüssel gehangen, ganz das eingespielte Team, das sie waren, einmal hatte er sogar ihre Haare gehalten. Nie waren sie sich nähergekommen.

Im Moment fühlte er sich einigermaßen ausbalanciert, wenn man von der akuten Sorge absah, die ihn zum Betreten des Krankenhausflurlinoleumfußbodens veranlasst hatte. Die Patienten, denen er auf dem Gang der Station begegnete, sahen

erschöpft aus, da waren eingefallene, mürrische Gesichter, ein Mann mit Glatze schob sich in seinem Rollstuhl zum Schwesternzimmer, um einen Hauch von Aufmerksamkeit zu erhaschen. Sörensen sah sich unweigerlich selbst in diesem Rollstuhl, in einer nicht allzu fernen Zukunft, die Haare ungekämmt, die Mundwinkel verkrustet, die Haut schuppig und zerfurcht. Er hatte Leichen gesehen, schon so einige, hatte Unglücke und Schicksale begleitet und erfolgreich zu verarbeiten versucht, aber eine so offensichtliche Sackgasse, ein solches Tal der letzten Hoffnung, das machte ihm dann doch zu schaffen. Er atmete kürzer. Wie würde es mit ihm wohl enden? Der ganze Stress, vor allem der selbst gemachte, die Belastung für Herz, Nieren und Nerven, die Schlaflosigkeit, die nur durch kurze Hochphasen unterbrochene Niedergedrücktheit, die ewige Angst vor dem nächsten Totalausfall, das konnte ja nicht gesund sein. Vorsorge tat not. Vorsorge, Umsicht und die große Hafenrundfahrt. Oh Gott, wenn er nur daran dachte. Schläuche, Betäubung und rektale Entblößung waren nicht so seins. Musste er nicht langsam mal da sein?

Zimmer 406.

Er seufzte und klopfte.

Niemand reagierte.

Er öffnete die Tür und streckte vorsichtig den Kopf hinein. Der strenge Geruch von Desinfektion und Endzeit schlug ihm entgegen. Es war ein Zweibettzimmer. Rechts des Eingangs war die Badezimmertür, direkt dahinter lag Alfred Sörensen vor

einer ehemals weißen Wand und hielt die Augen geschlossen. Er schien seinen Sohn nicht wahrzunehmen, hatte die Hände über der Bettdecke gefaltet, den Mund leicht geöffnet und atmete tief und regelmäßig. Das Bett am Fenster war leer. Sörensen schloss die Tür hinter sich, ging zwei sachte quietschende Schritte auf das Krankenlager zu, zog sich einen Stuhl heran und ließ sich am Fußende nieder, wie in Zeitlupe.

Er betrachtete seinen Erzeuger. So mochte auch er eines Tages aussehen, dachte er, aber nur, wenn die Dinge entsetzlich schief liefen. Alfred Sörensens fast schulterlange, rötlichweiße Haare – weg. Der Vollbart ebenfalls. Sörensen erahnte, dass da unter der Decke auch nicht mehr allzu viel übrig war vom Rest. Nichts außer Knochen, Sehnen, Adern und herausgelassener Luft. Er betrachtete die Poren, die Nasenlöcher, die blasse Stirn mit einer Genauigkeit, als müsste er einen Aufsatz über Physiognomie schreiben. Er traute sich kaum zu atmen.

«Schicke Blumen», sagte Alfred Sörensen unter den geschlossenen Lidern. Seine Stimme war leise, aber klar. «Von welcher Tankstelle sind die denn?»

Sörensen zuckte zusammen und betrachtete den Strauß, der in den letzten Minuten noch mehr eingelaufen zu sein schien. «Die sind doch nicht von einer Tankstelle», log er. «Das wäre ja ...»

«Hm?»

«Respektlos wäre das. Geradezu lieblos. Nee, von so einem Edelbotaniker sind die, also von so einem Blumenladen ... teuer war der, der Strauß. Weiß ich nicht, über zwanzig Euro. Fast

dreißig. Können auch fünfunddreißig gewesen sein. Hier, in Eppendorf, gleich da hinten, den Namen hab ich jetzt vergessen.»

«Aral?»

«BP.»

«Viel besser.» Alfred Sörensen öffnete die Augen und betrachtete seinen Sohn mit all dem Schalk, der ihm zu eigen war. Und einer Wärme, die sich Sörensen als Kind gewünscht hätte. «Schön, dass du gekommen bist. Hast du da wirklich kurze Hosen an? Wie alt bist du? Zwölf?»

«Es ist Sommer.»

«Nicht für jeden von uns. Wäre aber nicht nötig gewesen. Also, der Strauß.»

«Musst nicht dran riechen», sagte sein Sohn und gab ihm die Blumen trotzdem.

Der alte Mann hielt sie sich unter die Nase. «Mmh», sagte er genießerisch und grinste, «Ethanol, ein Hauch von Butan, dazu ein feines Isohexangemisch. Wusstest du, dass Benzin aus über hundert Kohlenwasserstoffen besteht?»

«Nein», sagte Sörensen. «Was ist passiert? Warum bist du hier? Ich dachte, so eine Chemo ist ambulant?»

«Na ja, die Nebenwirkungen», sagte sein Vater, legte den Strauß auf den Nachtschrank und strich die Decke vor sich glatt. «Irgendwas mit den Nerven. Ich hab meine Füße nicht mehr gespürt, und da bin ich wohl hingefallen.»

«Oh Mann.»

«In der Dusche.»

«Ach je.»

«Dabei wollte ich da gar nicht rein. Ich dusche montags, mittwochs und samstags. Heute ist Freitag, weil gestern Donnerstag war. Ist heute Freitag?»

«Heute ist Freitag.»

«Bin einfach vom Klo aufgestanden und in die Kabine gestürzt.»

«Wer hat dich gefunden?»

Alfred Sörensen presste die Lippen zusammen. «Niemand», sagte er leise. «Das sind so die Momente, wo du merkst, dass du allein bist. Ich habe ewig gebraucht, um da wieder rauszukommen. Und mein Telefon lag im Wohnzimmer. Ganz kurz hab ich gedacht, ich mach den Duschstrahler an und lass mich durch den Abfluss saugen. Aber dafür bin ich dann wohl doch noch nicht dünn genug ...»

«Mensch, Papa ...» Sörensen betrachtete das Häufchen Elend vor sich und kämpfte mit Tränen und einem schlechten Gewissen. «Das tut mir so leid.»

«Bin auch ein bisschen erschöpft, ehrlich gesagt. Doch genug von mir, reden wir endlich von dir. Wie findest du meinen neuen Stil?»

Alfred Sörensen zeigte auf seine Glatze. Er bemühte sich zu lächeln, aber es war unverkennbar, wie viel Schmerz in seinem Blick lag.

«Steht dir», sagte Sörensen und wusste nicht, inwieweit er auf den scherzhaften Ton eingehen durfte. «Ist natürlich

schlimm. Aber das geht ja wieder vorbei. Und Mützen. Gibt ja so Mützen. Für Leute wie dich.»

«Hab ich längst. Bin aber kein Typ für eine Mütze.» Der ältere Sörensen stöhnte auf, wand sich und machte unter der Decke ein Hohlkreuz. «Weißt du, Sohn, ich war ja immer Optimist ...»

«Ganz große Stärke.»

«Im Gegensatz zu dir.»

«Ganz große Schwäche.»

«Aber heute nicht.» Alfred Sörensen versank wieder tief in seinem Kissen. «Heute frage ich mich, ob es so schlau ist, den Tod zu verträsten, wenn er einen nun mal haben will.»

«Der will gar nix, der Tod», sagte Sörensen. «Der ist völlig wahllos, ist der. Der meint das nicht persönlich, der nimmt einfach, was er kriegen kann.»

«Ich hab keine Lust mehr. Auf nix. Alles wird zum Akt. Kaffee kochen und so. Fernseher anschalten.»

«Aber das kommt doch wieder.»

«Weiß man's?»

Alfred Sörensen schloss die Augen, sein Sohn fühlte sich hilflos. Das war keine Ebene, auf der sie jemals diskutiert hatten, es war auch nicht der Vater, den er kannte. Den er so oft verwünscht hatte ob seiner oberflächlichen Lebensfreude, der ihn mit seiner Leichtigkeit fast erdrückt hatte, sofern das nicht ein Widerspruch in sich war.

«Wie lange musst du denn noch hierbleiben?»

«Weiß nicht. Auf jeden Fall bis morgen. Dann darf ich vielleicht wieder raus und kleine Kinder mit meinem Anblick erschrecken.»

«Schön.»

«Ja. Toll.»

Sie schwiegen.

«Gilt das eigentlich noch ... also, das, was du gesagt hast?», fragte der alte Sörensen nach einer Weile.

«Was denn?»

«Dass du mir hilfst. Bei dir in Katendings.»

«Ja sicher», sagte der Sohn. «Ich hole dich morgen ab, wenn's so weit ist, und bringe dich zu mir. Logisch. Cord freut sich schon.»

«Aber ich hab keine Haare mehr.»

«Das ist dem Hund doch egal. Der hat ganz viele, das reicht für zwei.»

«Dafür die Erschöpfung und alles.»

«Ist doch gut. Sonst hab ich ja gar nichts aufzupäppeln. Das wäre ja vollkommen widersinnig, wenn du zum Aufpäppeln kommst, und dann hüpfst du rum wie ein Reh auf Ecstasy. Komisches Wort übrigens, aufpäppeln.»

«Kommt bestimmt von Pappel. Ich hab ja immer gedacht, ich bin eine Eiche.»

«Bist du auch, Papa. Bist du auch. Eine Eiche, die noch wächst.»

Sörensen stand auf und machte sich auf die Suche nach einer Vase. Für einen Moment spielte er mit dem Gedanken, die an

der Seite des Nachbarbettes befestigte Urinflasche umzuwidmen. Aber nein. Es blieb nur der Zahnputzbecher im Bad. «Ich kann die Schwester rufen», sagte sein Vater. «Sie heißt Natascha und kommt aus Nowosibirsk.»

«Wenn die jeder wegen einer Vase ruft, geht die da auch bald wieder hin.» Sörensen füllte Wasser in den Plastikbecher, kam aus dem Bad, stellte ihn aufs Schränkchen neben dem Bett und den Blumenstrauß hinein. Zu seiner Schande war der Becher keineswegs zu klein.

«So!», sagte er und machte eine anerkennende Geste mit der Hand, als handele es sich um ein besonders exquisites Bouquet.

«Danke für die Schlichtheit», sagte Alfred Sörensen. «Warum einen alten Mann mit Schönheit blenden?» Er zeigte auf das leere Bett am Fenster. «Da lag gestern Abend noch einer, der hieß Manfred.»

«Aha.» Sörensen wollte den Rest gar nicht hören. Dies schien keine Geschichte zu werden, die gut ausging.

«Der hatte auch Prostatakrebs. Aber in einem anderen Stadium. Bei dem hatte es schon gestreut. Also, bei mir hat es ja auch gestreut, aber höchstens so wie Puderzucker, bei dem hat's gehagelt, aber so richtig. Der lag hier und hatte sowieso schon schlechte Laune, und der hat da in dem Fernseher ...», Alfred Sörensen zeigte auf das Gerät, das unterhalb der Decke hing, «... der hat da in dem Fernseher so eine Sendung geschaut. Hier, *Wer wird Quiz-Champion?* oder wie das heißt. Ich hab das dann natürlich auch geguckt, denn ich konnte ja nicht weg.»

«Papa ...»

«Drängle mich nicht, ich bin krank.» Alfred Sörensen zog sich etwas hoch. «Jedenfalls kam da eine Frage in der Quizsendung, da hab ich gedacht, ich werd nicht mehr.»

«Was denn?» Sörensen zwang sich zur Geduld.

«Wenn du sechzig Jahre alt bist, wie lange hattest du dann durchschnittlich in deinem Leben nachts beim Schlafen eine Erektion?»

«Als Mann?»

«Ja, natürlich als Mann, Herrgott. Das war die Frage. Im Hauptprogramm. Mit all den Kindern vor dem Fernseher und so.»

«Die Kinder gucken heute doch gar kein Fernsehen mehr», sagte Sörensen. «Die sind auf YouTube und so. TikTok.»

«Wo?»

«TikTok.»

«Die orangen oder die weißen?»

«Was?»

«Egal. Der Manfred jedenfalls, der wollte sich gar nicht wieder beruhigen. Und das von unserem Geld, hat er gesagt, skandalös ist das, dafür zahle ich dem Staatsfunk Zwangsgebühren. Staatsfunk, hat er gesagt. Zwangsgebühren.»

«Der Manfred war wohl ein bisschen rechts», stellte sein Sohn fest.

«Links, rechts, geradeaus, da blickt doch keiner mehr durch. Jedenfalls hat er sich aufgeregt, ich glaub, das war der gewohnt, der Manfred. Also, das Sich-Aufregen. Wer das denn überhaupt

wissen wolle, wie man so etwas denn errechne, und vor allem, wer das denn wäre, der da so danebensitzt, nachts, bei den Leuten auf der Bettkante, wer denn da die Decke hebt und sagt, schau, da hat er eine Erektion, wie lange das wohl gut geht, da nehme ich mal die Zeit, und dass er, der Manfred, zum Beispiel ja schon seit zehn Jahren keinen mehr hochkriege, und dass dann jemand anderes die doppelte Menge Erektionen haben müsse, nachts, um den Durchschnitt zu retten, und das könne man doch nun wirklich niemandem zumuten.»

«Wie lange ist es denn nun?», fragte Sörensen, den die Antwort auf diese Frage durchaus interessierte.

«Was?»

«Na, wie lange hat man nachts beim Schlafen eine Erektion gehabt, wenn man sechzig Jahre alt ist?»

«Fünf Jahre», sagte der Ältere. «Wenn du sechzig Jahre alt bist, hast du fünf Jahre lang eine Erektion gehabt. Am Stück. Im Schlaf. Nachts. Wo sie keinem was nützt.»

«Unfassbar.»

«Der Manfred hat sich wirklich aufgeregt. Und dann ist er gestorben. Einfach so. Das Letzte, woran der gedacht hat, waren die Erektionen der anderen. Das ist doch traurig.»

«Ja, das ist traurig», sagte Sörensen.

«Ich will so nicht sterben.»

«Wirst du auch nicht, Papa.» Sörensen setzte sich wieder hin. «Du kannst ja einfach an was anderes denken. Außerdem möchte ich nicht mit meinem Vater über Sterben reden. Und über Erektionen.»

Alfred Sörensen schnaubte. «Du warst immer schon so ein Spießer. Schon als Kind warst du Spießer. Als ich dir den ersten Joint angeboten habe, da hast du abgelehnt. Das muss man sich mal vorstellen. Wenn mein Vater mir ...»

«Als du mir einen Joint angeboten hast, war ich Kriminalkommissaranwärter. Und du hast mir den angeboten, weil du mein Gesicht sehen wolltest, nicht weil du jemals selbst einen Joint geraucht hättest.»

«Langweile mich nicht mit Details. Spießer.»

Sörensen strich über das Stück Bettdecke vor sich. «Hast du Schmerzen?», fragte er.

Sein Vater schüttelte den Kopf. «Gerade nicht.» Er zeigte auf seinen kahlen Schädel. «Meine Würde, die hab ich verloren. In der Dusche. Und im Waschbecken. Obwohl die heute eigentlich so weit sind mit der ganzen Chemie, dass das gar nicht mehr unbedingt so sein müsste. Na ja, bin halt vom alten Schlag.»

Er zögerte kurz und streckte dem Sohn die Hand entgegen. Sörensen betrachtete sie wie etwas sehr Seltsames, das vermutlich immer schon da gewesen war, aber keine Beachtung gefunden hatte. Sie hatten nie viel Körperkontakt gehabt, eigentlich gar keinen. Komisch, das jetzt noch zu ändern. Er drückte die Hand seines Vaters. Sie war warm, pulsierend und trocken.

«Was macht denn deine Angststörung?», fragte der Ältere leise.

Sörensen stutzte. «Wieso Störung?»

«Na, so heißt das doch.»

«Ja, ich weiß. Aber du hast immer Gedöns gesagt. Du hast das überhaupt nicht ernst genommen.»

«Die Zeiten ändern sich.»

«Weil du selbst Angst hast», vermutete der Jüngere und zwang sich zu einem vorsichtigen Lächeln.

«Kann sein», sagte sein Vater und lächelte verhalten zurück. «Also, was ist mit dir?»

«Geht gerade.»

«Geheilt?»

«Nee. Das kann man nie sagen. Im Moment ist Ruhe. Bis es halt wieder losgeht. Kann immer mal wieder losgehen.»

«Bleibst du in Hamburg?»

«Nein», sagte Sörensen und ließ die Hand los. «Ich muss zurück nach Katenbüll. Da steppt heute Abend der Bär.»

«Wahnsinnig unmodern klingt das», sagte der alte Mann tadelnd. «Lass dich nie mit einem ein, bei dem der Bär steppt. Oder wo die Heide wackelt. Sich Fuchs und Hase gute Nacht sagen. Wo der Bartel den Most holt.»

«Mach ich nicht», seufzte sein Sohn. «Ich muss trotzdem zurück.»

«Warum?»

«Präsenz zeigen muss ich. Auf einem Fest.»

«Ach, komm. In Katendings?»

«Und ob. Andauernd ist da irgendwas los. Hat einem vorher auch keiner gesagt.»

Sie plänkelten noch ein wenig herum, hauptsächlich, weil Sörensen das Gefühl hatte, er könne noch nicht gehen und

seinen gepeinigten Vater alleinlassen. Inhaltlich waren sie an eine Grenze geraten. Nach zehn, fünfzehn Minuten erhob er sich endlich und blickte auf seinen Vater herab. «Ich muss mal wieder los. Brauchst du was? Soll ich der Schwester noch was sagen?»

«Nein. Aber tust du mir einen Gefallen?»

«Klar.»

«Nimm den Strauß wieder mit. Der erinnert mich zu sehr daran, was alles schiefgegangen ist. Zwischen uns.»

Sörensen schluckte und nahm das Gebinde aus dem Zahnputzbecher. «Klar», murmelte er noch einmal und wandte sich zum Gehen. «Ich ruf dich morgen an. Und dann komme ich dich einsammeln.»

Der alte Sörensen nickte, dann sah er über das verlassene Nachbarbett hinweg aus dem Fenster. «Weißt du noch, als ich Nele gesagt habe, sie soll Lotta zu uns bringen an Ostern, weil das vielleicht das letzte Mal ist, dass sie ihren Opa sehen kann?»

Sörensen antwortete nicht. Er wartete einfach ab.

«Ich hätte nie gedacht, dass das vielleicht die Wahrheit war. Ich hab so oft gelogen in meinem Leben, warum ausgerechnet da nicht?»

«Du hast gelogen, Papa», sagte Sörensen. «Auch dieses Mal. Du bist ein notorischer Lügner. Du kannst gar nicht anders. Wenn du sagst, du stirbst, dann überlebst du uns alle. Das ist Gesetz.»

Alfred Sörensen lächelte, öffnete die Schublade des Nachtschränkchens und zog sein Portemonnaie heraus.

Epilog

Es war ein schöner Grabstein, wirklich, das konnte man nicht anders sagen. Ein moderner Block aus beigem Naturstein, stolz, aufrecht, in der Mitte eingraviert eine goldene, geschwungene Lebenslinie, wie eine Ader, die oben aus dem Stein herausragte und direkt in den Himmel zu führen schien. *Swantje Nissen* stand auf dem Block. Und kleiner darunter: *Der Anfang einer besseren Zeit*. Man konnte über Swantjes Eltern sagen, was man wollte, hier hatten sie sich Mühe gegeben, hatten ihrem Kind die Würde gegeben, die es verdiente. Malte legte den Blumenstrauß vorsichtig aufs Grab, direkt vor den Stein, richtete sich wieder auf und faltete die Hände. Seine rechte Gesichtshälfte war gelbgrau verfärbt, er war schmal geworden, noch schmaler als sowieso schon, seine Wangenknochen stachen hervor. Er ließ die Tränen laufen, es war, als bräche noch einmal alles über ihm zusammen, die ganze Wucht der Ereignisse, die nun schon ein paar Wochen zurücklagen und so langsam für die Öffentlichkeit verblassten. Er würde Jahre brauchen, um sie zu überwinden. Wenn es überhaupt möglich war.

«Immerhin ein schönes Grab», sagte eine Stimme hinter ihm.

Malte drehte sich um und verzog den Mund. «Das ist eigentlich privat hier», sagte er und wischte sich hastig die Feuchtigkeit aus den Augen.

«Den kenn ich, den Satz», sagte Sörensen. «Ich störe dich auch nicht lange. Hab den Pastor besucht und dich oben auf dem Hügel gesehen. Wir machen in der Kirche immer so ein bisschen Musik zusammen. Na ja, Musik. Alles in Ordnung bei dir? So weit? Dachte, du kommst mal vorbei, im Revier oder so ...»

Malte schüttelte den Kopf. «Weiß nicht, ob ich noch mal irgendein Revier betreten kann», sagte er. «Bin erst mal krankgeschrieben.»

Sörensen stellte sich neben ihn und faltete die Hände auf die gleiche Weise. «Du bist ein guter Polizist», sagte er. «Und du wirst noch besser. Hier ist gerade so viel in Unordnung, die Jenni will vielleicht weg, der Dhonau ist krank, der Faltermeyer bald pensioniert, da nützt das ja auch nix, wenn du auch noch mitmachst. Fällt eh schon alles auseinander.»

«Geht's dir gerade um uns oder um dich, Sörensen?»

Sörensen lächelte verhalten. «Sag ich doch, du bist ein guter Polizist.» Er deutete auf das Grab. «In ihrem Tagebuch steht, dass sie dich sehr mochte. Sie hat sich gewünscht, dass du dich in sie verliebst.»

«Warum sagst du mir das jetzt?» Maltes Tränen kehrten zurück. «Soll mir das irgendwie helfen?»

«Ich sage das, damit du sie als das im Gedächtnis behältst, was sie war. Und was sie vielleicht geworden wäre. Das ist gut für sie, und das ist gut für dich. Geh zurück auf die Polizeischule, Malte. Tu diesem Fabian nicht den Gefallen und lass ihn länger Macht über dich ausüben.»

«Worte, Sörensen. Nichts als Worte. Die hat man alle schon mal gehört.»

«Du kannst nicht erwarten, dass ich eigentlich mit meiner Gitarre die Kirche zum Einsturz bringen will und dann auch noch originell werde.»

Malte sah auf das sonnenglänzende Kirchendach. «Ich brauch noch ein bisschen», sagte er. «Dann mache ich weiter. Wie alle. Wie immer.»

Sörensen nickte. «Das ist der Sinn des Lebens», sagte er. «Das allein. Anfangen, mitmischen, abtreten. Spielst du eigentlich irgendein Instrument?»

Danksagung

Ohne folgende Personen hätte Sörensen wohl weder Land gesichtet noch das rettende Ufer erreicht: Sünje Redies und Tobias Schumacher-Hernández (danke für den unbestechlichen Blick und die tolle Zusammenarbeit), Juli und Katrin Reiling (danke für Inspiration und Unterstützung), Kriminaloberrat Jan Krütze (danke für all die sachdienlichen Hinweise), Inga Paulsen (danke für den wichtigen Satz), Bjarne Mädel, Katrin Wichmann, Leo Meier (danke für das filmische Gesicht und die großartige Umsetzung), Jakob Claussen von Claussen & Putz (danke für den Einsatz und das Vertrauen).

Und danke an all die freiwillig und unfreiwillig inspirierenden Menschen, die mir unterwegs begegnen und nicht wissen, dass sie sich über kurz oder lang in einem Roman wiederfinden werden. Zum Beispiel in diesem. Ohne euch ginge gar nichts.